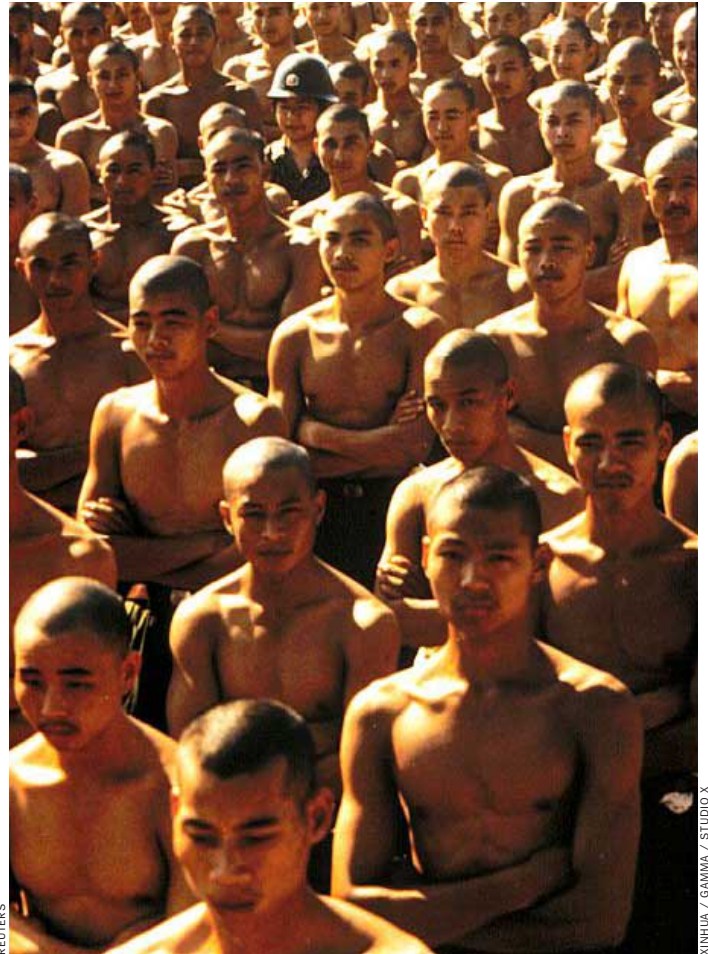


„China erwacht, die Welt erbebt“

Der „letzte Kaiser“ Deng Xiaoping ist tot, 1997 wird zum Schicksalsjahr für das Reich der Mitte:

Am 1. Juli holt die Volksrepublik die kapitalistische Perle Hongkong heim, im Herbst bestimmt ein Parteitag der KP die neue Richtung. Wird die Großmacht China zur Bedrohung?



Polizist vor Deng-Poster, junge Rekruten der Volksbefreiungsarmee: „Große Mächte sind wie Divas“

Das also soll die Zukunft des Sozialismus chinesischer Prägung sein: Zhangjiagang, die neue Modellstadt der Volksrepublik, von den Männern an der Staatsspitze dem Milliardenvolk als vorbildlicher Kern einer neuen Zivilisation ans Herz gelegt, geplant schon für das Zeitalter nach Deng Xiaoping.

Betonburgen, Aluminiumpaläste, glitzernde Türme aus Glas, 200 Quadratmeter große Villen. Schmucke Schaufenster-Auslagen und goldfarbene Ladenschilder an brandneuen Fassaden. Die Läden quellen über, die Restaurants sind voll. Arbeiter asphaltieren Straßen und ziehen Fabrikhallen hoch. Und alle die Bauten, die Banken und Büros sind eingerahmt von exakt ausgerichteten Blumenbeeten.

Die Vorbildstadt in der mittelchinesischen Provinz Jiangsu, 130 Kilometer von

Schanghai entfernt am Jangtse-Strom gelegen, wurde am Reißbrett geplant. Sie hat schnurgerade Straßen und rechtwinklige Kreuzungen, und sie ist die Stadt der Sauerbarmänner. Täglich schrubben drei Brigaden Straßenkehrer das Pflaster, der Markt ist überdacht, das Gemüse wird säuberlich geputzt, die Frische der Ware polizeilich überprüft. 850 000 Menschen leben heute in Zhangjiagang, und noch ist viel Platz für Neuankömmlinge.

„So wie Singapur wollen wir werden“, sagt der Propaganda-Kader Zhou Baoxing, 50. Nach der neuen Parteilinie soll der „übertriebene Individualismus“ des Westens verabscheut und zugleich der einstige sowjetische Kommunismus als Versagenssystem verachtet werden.

„Hier herrschen konfuzianische Werte“, verkündet die offiziöse Tageszeitung

CHINA DAILY – die Geisteshaltung des großen Moralphilosophen, der Rechtsschaffenheit der Regierenden und Regierten lehrte, vor allem aber die Unterordnung des Volkes.

Eine paternalistische Musterdiktatur schwebt der Partei vor, eine „sozialistische Marktwirtschaft“ mit beachtlicher ökonomischer Freiheit, aber rigider politischer Überwachung. Wenn es an der Tür klopft, soll jeder wissen: Es könnte die Avon-Beraterin sein – aber eben auch der Staatssicherheitsdienst.

„Wir haben hart für alles gearbeitet“, verkündet Kader Zhou Baoxing stolz, wenn er Parteibosse und Politkommissare aus dem ganzen Land durch das Vorzeigeparadies führt; fast eine Million Besucher kamen im vergangenen Jahr. „Wir waren arm in dieser Provinzstadt, die Bauern hat-

ten keine Ahnung von Hygiene, die spuckten, fluchten, rauchten.“

Die Stadt hat einen Freihafen, die Partei will Zukunftsindustrien und High-Tech-Firmen ansiedeln, die Joint-ventures mit dem Westen eingehen sollen. Und angeblich ist der Musterort auch frei von Korruption, Kriminalität und Prostitution – anders als alle anderen chinesischen Großstädte.

Längst aufgegeben ist heute in der Volksrepublik die Suche nach dem Neuen Menschen, der in der revolutionären Ära Mao Tse-tungs erschaffen werden sollte. Es geht jetzt um den Menschen, der öfter etwas Neues will – und es sich auch leisten kann.

Aber ordentlich betragen soll er sich: Spucken in der Öffentlichkeit wird mit drei Tagen Nachsitzen in einer Studierklasse bestraft, Rauchen in der Fußgängerzone ist strengstens verboten – wer Glück hat, kommt in der Modellstadt mit einer Geldstrafe davon. Oder der ertappte Sünder muß sich ein knallgelbes Hemd der Schande überstreifen und vier Stunden wie angewurzelt an der Stelle stehenbleiben, wo er erwischt wurde.

„Ein Kaugummi-Verbot wie in Singapur planen wir auch“, sagt strahlend der brave Parteisoldat Zhou.

„Studiert den Geist von Zhangjiagang“, empfahl die VOLKSZEITUNG, Sprachrohr der Kommunistischen Partei Chinas. Parteichef Jiang Zemin, der wie die meisten Mitglieder des Politbüros den Zukunftsort 1995 mit einer persönlichen Wallfahrt beehrte, war so beeindruckt, daß er die Parole des ZK, ausgegeben für ganz China, hier bereits in die Wirklichkeit umgesetzt sah: „Materielle Zivilisation“ lautet sie und verheißt dramatische Verbesserung des Lebensstandards durch kapitalistische Anreize; verbunden soll sie sein mit „geistiger Zivilisation“.

Was das ist, verkünden die „Sechs Ja“ und die „Zehn Nein“ des „Buches für den zivilisierten Bürger“, etwa: Liebe zum Vaterland, Verschönerung der Umwelt, Achtung vor dem Alter, kein ungenehmigtes Aufhängen von Werbeplakaten.

Welch ein Unterschied zum ideologischen Wahn der Kulturrevolution des „Großen Steuermanns“ Mao Tse-tung in den sechziger Jahren, als Gleichmacherei mit lauter genormten Menschen, genormtem Denken und genormten Bedürfnissen verordnet wurde und überall Rote Garden in Einheitskluft marschierten.

In einer welthistorischen Wende widerfährt dem Reich der Mitte jenes Los, das Mao fürchtete wie der Teufel das Weihwasser: Die Volksrepublik wechselt die Farbe – nun wohl unwiderruflich.

Der erste große Einschnitt war im Dezember 1978 vollzogen worden: Da hatte auf einer stürmischen Sitzung des Zentralkomitees der Parteivize Deng Xiaoping, Mao-Gefährte aus dem legendären Langen Marsch der Jahre 1934/36, in der Kulturrevolution aber als „kapitalistischer



Hauptgeschäftsstraße in Schanghai: „In 10 bis 15 Jahren so stark wie Südkorea“

Er war sich nicht sicher, welche Zensuren ihm Marx erteilen würde, wenn er ihm im Jenseits begegnete. Die meisten Prüfungen an der „Universität des Lebens“, wie er sagte, bestand er mit Bravour. Doch Marx' Traum vom Reich der Freiheit und der Gleichheit hat auch dieser Kommunist ins Gegenteil verkehrt – in eine Parteidiktatur mit kapitalistischem Antlitz.

Deng Xiaoping war kein Visionär wie Mao Tse-tung, er faßte seine Zielvorstellungen nicht in das Versmaß klassischer Gedichte. Seine pragmatischen Perspektiven richteten sich am Takt von Fünfjahresplänen aus.

Hatte Mao noch im Alter von 72 Jahren die Kulturrevolution entfesselt, den Sturm auf eine bürokratisierte Partei, war Deng fast im selben Alter gerade an die Schalthebel der Macht zurückgekehrt, mit dem politischen Credo, den Lebensstandard der Bevölkerung mit allen Mitteln zu erhöhen – ohne ideologische Scheuklappen: „Egal, ob eine Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse.“

Sein Vater, wie der Maos ein Grundbesitzer, hatte ihn zum Studium nach Frankreich geschickt. Deng verdingte sich mit 16 Jahren als Handlanger bei Renault und trat 1924 der KP Chinas bei. Fünf Frankreich-Jahre weckten in dem Bauernsohn aus Sichuan anhaltende Bewunderung für die westliche Technik und eine Vorliebe für Croissants (ein halbes Jahrhundert später kaufte er bei einem Uno-Besuch in New York 100 Hörnchen). In Moskau lernte Deng 1926 per Schnellkurs militärische Praxis und marxistische Theorie. Daheim in China zog der Berufsrevolutionär mit dem Partisanen Mao auf den Langen Marsch – und verwöhnte dabei den Freund und lebenslangen Konkurrenten mit eigenhändig in Sojasauce gebratenem Hundefleisch.

Nach dem Sieg im Bürgerkrieg stieg das „kleine Goldstück“ (Mao über Deng) 1954 zum Generalsekretär des ZK auf – und kehrte sich gegen seinen Gönner: „Loyalität zu einem Führer“, so Deng nach seiner Rückkehr vom Moskauer Entstalinisierungsparteitag 1956, bedeute nicht, aus der betroffenen Person „einen Mythos zu machen“. Die Diktatur der Partei dürfe „niemals in Frage gestellt werden“.

Nach dem Scheitern des „Großen Sprungs“, der totalen Kollektivierung 1959, war es Deng, der eine begrenzte Rückkehr zu privater Landwirtschaft erlaubte. „Den Stil, den das Volk will“, sah er ein, „müssen wir annehmen.“

Ende der sechziger Jahre verhöhnten Rotgardisten ihn als „kapitalistischen Machthaber“ und mißhandelten seinen Sohn Pufang, der seither querschnittsgelähmt ist; ein Bruder Dengs beging Selbstmord. Deng übte Selbstkritik,

nach dem Tod Tschou En-lais 1976 gelang es den Maoisten, Deng erneut zu stürzen. Generäle schützten ihn in der Provinz. Während eine Haßkampagne gegen ihn durchs Land rollte, tafelte Deng in einem Kantoner Restaurant und beschied die Gaffer kaltblütig: „Setzt die Kampagne gegen Deng Xiaoping fort.“

Kaum ein Jahr nach dem Tod Maos und dem Sturz der „Viererbände“ wurde er 1977 auf Drängen seiner alten Freunde und der Militärs erneut Vize-

premier, löste die Volkskommunen auf, ließ private Gewerbe zu und gab die Parole aus: „Werdet reich!“ Der begrenzte Kapitalismus brachte gute Ernten und wachsende Produktion, öffnete China dem Westen, lockte Auslandskapital an, bereicherte Kaufleute und Kommunisten. Doch die Preise stiegen, Millionen Werktätige wurden arbeitslos, die Intellektuellen begehrten Glasnost – was ihnen versagt blieb, da Deng nicht einsah, wie wichtig Meinungsfreiheit und Demokratie für den gesellschaftlichen Fortschritt sind.

Zuletzt gingen dem alten Pragmatiker die Rezepte aus. Das Machtmopol der 48 Millionen Kommunisten, das er zeitlebens verteidigt hatte, erwies sich als anfällig. Den entschlossenen Reformern wollte er nicht folgen, der Konservativen vermochte er sich kaum mehr zu erwehren.

Als die Massen im Frühling 1989 auf dem Pekingener Tiananmen-Platz plötzlich nach Freiheit, Demokratie und Meinungsppluralismus riefen, ließ Deng die Panzer rollen. Die Partei gewann noch einmal eine Bewährungsfrist, Deng nutzte sie für die Proklamation einer sozialistischen Marktwirtschaft, deren triumphale Erfolge gleichwohl die Diktatur nicht legitimieren konnten.

Die letzten Jahre sprachgelähmt wie einst am Ende Mao, übermittelte eine Tochter seine Weisungen. Das ins Reich heimgeholte Hongkong zu besuchen, dieser Wunsch erfüllte sich nicht. Vier Monate vor der Wiedervereinigung, am vorigen Mittwoch, starb der Begründer des modernen China.

Er hatte sich allweil optimistisch gegeben: „Wenn der Himmel einstürzt, wird es immer größere Männer geben, die da sind, um ihn aufzuhalten.“ Aber sie sind nicht in Sicht, im China ohne Deng Xiaoping.

Deng Xiaoping

1904 bis 1997



Genossen Mao, Deng (1959)

ohne sich zu verbiegen: „Meine Gedanken und Taten sind nicht geleitet von den Gedanken Mao Tse-tungs.“

Nach zwei Jahren Hausarrest mußte der 65jährige in einer Traktorenfabrik arbeiten. Kollegen steckten ihm heimlich Alkohol zu, mit dem er Reiswein herstellte. Erst 1973 suchte Mao für seinen krebserkrankten Premier Tschou En-lai einen Nachfolger, der China zur Ordnung zurückführen sollte. Deng: „Ich war ihnen wieder nützlich, und deswegen holten sie mich aus dem Grab.“

Er wurde Vizepremier. „Fachlich gute und für China nützliche Leute“, befand er, „sind besser als solche, die im Scheißhaus sitzen, aber nicht zu Stuhle kommen.“ Nur vier Monate

GAMMA / STUDIO X

Machthaber Nummer zwei“ verfeimt, sein kühnes Konzept durchgesetzt, China nach Westen zu öffnen und die Wirtschaft zu reformieren.

Die Partei wagte es, ihre Untertanen – zuerst die Bauern, später auch die Arbeiter – von den planwirtschaftlichen Fesseln zu befreien. Es war der Beginn eines gigantischen Aufschwungs, der zeigte, daß Maos revolutionäre Lehren von der erzwungenen Bedürfnislosigkeit den Geschäftssinn vieler Chinesen zwar unterdrücken, aber nicht auslöschen konnten.

Jetzt, da der 92jährige Deng, Chinas „letzter Kaiser“, nach langen Jahren des Siechtums am vorigen Mittwoch um 21.08 Uhr Pekingischer Ortszeit gestorben ist, beginnt wieder eine Ära.

Sie trägt schon beim offiziellen Abschied vom Reformarchitekten Deng eine neue, bescheidene Handschrift. Genosse Deng habe eine einfache Bestattung angeordnet, hieß es in einem Brief der Familie. Nicht mehr sozialistische Großmannssucht und stalinistischer Personenkult wie bei Maos Staatsbegräbnis waren angesagt, nur die Familie und ausgewählte Funktionäre sollten den toten Veteranen des Langen Marsches auf seinem Weg zu Marx begleiten.

Eine für chinesische Verhältnisse kleine Trauerfeier mit 10 000 Gästen findet diesen Dienstag in der Pekingischen Großen Halle des Volkes statt. Dengs Asche soll – gemäß seinem Letzten Willen – ins Meer gestreut werden. Punkt zehn Uhr werden die Schiffssirenen im ganzen Land für drei Minuten heulen, Züge und Fabriken ihre Signale ertönen lassen. Sechs Tage soll die Staatstrauer dauern.

Jetzt steht Partei- und Staatschef Jiang Zemin, 70, ohne seinen Mentor Deng, der ihn zum „Kern“ einer Führungsmannschaft bestimmt hat, an der Spitze.

Noch in diesem Herbst will er endgültig aus dem Schatten des Patriarchen hervortreten, die personelle und ideologische Neuausrichtung Chinas auf dem 15. Parteitag festlegen. Dann will Jiang die be-



A. BRADSHAW / SABA

Handels- und Bankenzentrum Hongkong: „Größte Mitgift seit Kleopatra“

gonnenen Reformen fortschreiben, Widersacher kaltstellen, den Führungswechsel besiegeln und das entstandene ideologische Vakuum füllen: mit einem patriotisch gefärbten Selbstbewußtsein und einem von der KP kontrollierten marktwirtschaftlichen Fortschrittsglauben. Vorwärts zum neuen Großen Sprung, Aufbruch zur nationalistischen Großmacht China!

1997 wird aber nicht nur durch seine innenpolitische Weichenstellung in die Weltgeschichte als das Jahr Chinas eingehen. Im Jahr des Ochsen betritt eine Weltmacht die internationale politische Bühne.

„Wenn China erwacht, erbebt die Welt“, hatte schon Napoleon gewarnt. Der amerikanische Politologe Fareed Zakaria, Chef der Zeitschrift FOREIGN AFFAIRS, meint, nun sei es soweit. Und auch er sieht die Umwälzung dramatisch: „Große Mächte sind wie Divas – ihr Kommen und Gehen begleiten große Tumulte.“

Am 1. Juli 1997 fällt die britische Kronkolonie Hongkong mit ihren 6,2 Millionen Einwohnern – die neuntgrößte Export-Wirtschaftsmacht der Erde – vertragsgemäß an die Volksrepublik China zurück. Geboren wird mit dieser Wiedervereini-

gung ein Goliath: Großchina, nicht nur der menschenreichste, sondern dann auch der devisenreichste Staat der Welt. Mehr als 100 Milliarden Dollar steuert Peking dazu bei, mehr als 55 Milliarden („die größte Mitgift seit Kleopatra“, so der letzte britische Gouverneur Chris Patten) bringt Hongkong mit in die Ehe – eine Valutareserve, über die Deutschland und die USA zusammen nicht verfügen.

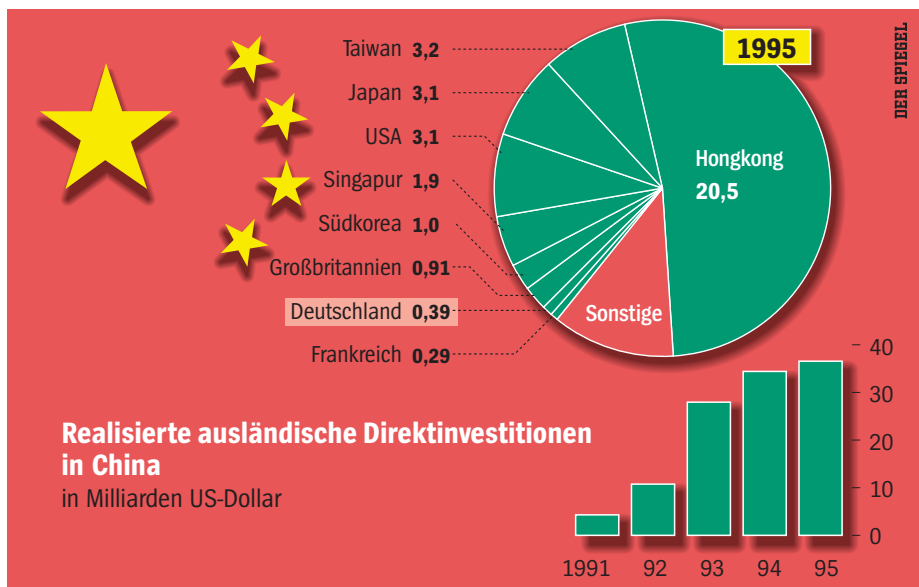
„Nach diesem Tag wird die Welt ein anderer Platz sein, unbequemer, unberechenbarer“, sagt Robert Broadfoot, Berater von Shell und großen Schweizer Banken im China-Geschäft.

Kaum ein Massenprodukt, das die neue Großmacht nicht selbst herzustellen vermöchte, zu geringeren Preisen als sonst irgendwo; kaum ein Lohn, den die 1,2 Milliarden Menschen, ein Fünftel der Weltbevölkerung, nicht unterbieten könnten. Und nun gesellt sich zu diesem Heer fleißiger Produzenten und potentieller Konsumenten die neue „Sonderverwaltungszone“, die nach dem Motto Dengs – „ein Land, zwei Systeme“ – noch 50 Jahre ihre Sonderrolle behalten soll.

Hongkong ist eine hochentwickelte Erfolgsstadt, in mancher Beziehung selbst New York, London und Tokio ebenbürtig – viertgrößte Finanzmetropole, Börse Nummer acht auf der Welt, einer der größten Containerhäfen, der modernste aller Großflughäfen gerade im Bau.

Das um Hongkong vergrößerte China könnte, wenn es seine Wachstumsraten der letzten Jahre von durchschnittlich zehn Prozent auch nur annähernd hält, schon in etwa zehn Jahren die USA als größte Wirtschaftsmacht überholen.

Der Riese will auch militärisch seine Muskeln spielen lassen. Vom finanzschwachen Rußland hat die Volksrepublik bereits 50 hochmoderne Kampfflugzeuge Suchoi-27 erworben; Maschinen dieses Typs sollen demnächst im Lizenzbau in China produziert werden. Die technisch veraltete Flotte wurde mit vier U-Booten der russischen Kilo-Klasse verstärkt. Unter Umgehung des Ausfuhrverbots der Europäischen Union wollen die Chinesen ihre



Unterseeboote mit deutschen Periskopen ausrüsten – Emissäre eines Forschungsinstituts der Marine in Wuhan haben bereits bei Carl Zeiss, Oberkochen, angefragt.

Auf Frankreichs Hilfe bauen Chinas Admirale beim Erwerb eines Flugzeugträgers. Dann sind da noch die Nuklearwaffen, bis zum vorigen Jahr in der Lop-Nor-Wüste getestet – und eine Drei-Millionen-Mann-Armee: kein Staat hat so viele Soldaten unter Waffen.

Das Geschick der Menschheit könnte davon abhängen, ob die Großmacht China ihre wirtschaftliche und militärische Stärke zum „Wohle aller Menschen auf der Erde einsetzt“, wie das KP-Sprachrohr VOLKSZEITUNG verspricht, oder „um Macht zu projizieren“, wie der Harvard-Professor Samuel P. Huntington („Kampf der Kulturen“) glaubt.

Die asiatischen Nachbarn sind nervös. Das faktisch souveräne Taiwan muß einen Angriff fürchten, wenn die „abtrünnige Insel“ (so Pekings Bezeichnung) sich offiziell für unabhängig erklären sollte; Vietnam, wenn der Nachbar die Ölfelder in der Südchinesischen See erschließt, die Peking wie Hanoi beanspruchen. Auch gegen ein in Anarchie versinkendes Rußland mit seinen riesigen menschenleeren Territorien voller Rohstoffe könnte sich Peking auf ein Abenteuer einlassen – oder gar gegen die USA, wie ein geheimes Papier der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften für das Jahr 2030 prophezeit, das die Szenarien im Kampf um Öl, Märkte und die Vorherrschaft in Asien schon detailliert durchspielt.

„Es gibt keine Übereinstimmung unter Politikern und China-Kennern, ob dem chinesischen Riesen mit Einbindung oder Eindämmung zu begegnen ist“, sagt der Sinologe David Shambaugh, bis vor kurzem Herausgeber der renommierten Fachzeitschrift CHINA QUARTERLY, zum Streit um die richtige Behandlung der neuen Großmacht; er spielt auf die Debatte in den USA an, ob China genauso zu behandeln sei wie die Sowjetunion in Zeiten des Kalten Kriegs – „engagement“ oder „containment“. Nur eines ist klar: „Keiner malt mehr den baldigen Zusammenbruch der Volksrepublik an die Wand.“

Vor acht Jahren war das noch anders. Da wälzten Panzer in den Straßen Pekings Tausende friedlicher Protestierer nieder, da starben in der Umgebung des Platzes vom Himmlischen Frieden mehr als 2000 meist jugendliche Chinesen durch die von der Armee und den Hardlinern der Partei gewollte brutale Machtdemonstration.

Einen Moment lang hatten einige Idealisten in China und vor allem viele Träumer im Westen geglaubt, die Demonstranten könnten so viel Rückhalt haben, daß die Herrschaft der KP unter einem Volksaufstand zusammenbräche. Der Reformflügel der Partei schien anfangs zum Dialog bereit, die Massenmedien berichteten tagelang über die Bürgerbegehren. Doch Deng Xiaoping, für den die Demonstranten



Ländliche Wanderarbeiter in Kanton, Feldbestellung neben Fabriken: Gigantischer Treck aus

und rebellierenden Studenten nicht besser waren als die kulturevolutionären Rotgardisten, unter denen er gelitten hatte, fürchtete Terror und Zusammenbruch – er ließ Armee-Einheiten aus dem ganzen Land in Peking zusammenziehen.

Vielleicht hätten die demokratischen Parolen bei den Bauern und Kleinunternehmern außerhalb der Städte auch wenig gezündet. „Geld ist meine Freiheit“, sagen viele Händler, und sie mögen diese Freiheit dem Aufbruch ins Ungewisse vorgezogen haben: „Luan“, das Chaos, war in China stets ebenso der Alptraum der Mächtigen

wie das Schreckgespenst des unterdrückten Volkes.

Das freie Unternehmertum bekam 1992 nochmals einen gewaltigen Schub, als Deng Xiaoping bei seiner imperialen Inspektionsreise durch die Sonderwirtschaftszonen Shenzhen und Zhuhai in der südlichen Provinz Guangdong mit den letzten Tabus einer kommunistischen Wirtschaftsordnung brach: „Ihr müßt vom Kapitalismus lernen“, riet er seinen Untertanen, und immer wieder: „Einige dürfen früher reich werden als andere!“ Der NEW YORK TIMES kam das so sensationell vor, daß ihr



Fotostudio für Brautleute: „Ruhm, Glanz, Reichtum, Rang“



den armen Binnenprovinzen an die goldene Ostküste

nur ein Vergleich einfiel: „Als hätte Ronald Reagan gerufen: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Wer sich allerdings erhofft hatte, der wirtschaftlichen Öffnung folge zwangsläufig, und womöglich noch innerhalb weniger Jahre, eine politische Liberalisierung, sah sich bitter getäuscht. Deng erkannte schon früh, daß mit dem frischen Wind aus dem Westen auch gefährliches Gedankengut nach China eindringen würde; diese „Schmeißfliegen und Insekten“ hat er mit allen Mitteln unschädlich zu machen versucht – und die heutige Parteiführung ver-

schärfte diesen Kampf noch: mit Bespitzelung, Schikanen, hohen Haftstrafen (siehe Kasten Seite 164).

Die USA stellen in ihrem Menschenrechtsbericht zum Jahr 1996 fest: „Es gibt keinen einzigen aktiven Dissidenten mehr in China, die Unterdrückung Andersdenkender ist total. Die Repression hat in den letzten zwölf Monaten noch zugenommen.“ Wie US-Präsident Bill Clinton angesichts dieser Tatsachen zu seiner Anfang Februar gemachten Äußerung kommen konnte, die Volksrepublik werde sich demokratisieren, und zwar so „sicher wie der

Fall der Berliner Mauer“, bleibt rätselhaft. Gespannt richtet sich nun der Blick auf Madeleine Albright, die neue amerikanische Außenministerin, die in dieser Woche den Mächtigen der Volksrepublik ihre Aufwartung machen soll. Peking sei die mit Abstand „schwierigste Station“ ihrer in neun Hauptstädte führenden Reise, sagte sie.

Doch selbst wenn Albright einen scharfen Ton anschlagen sollte, die US-Politik hat längst aufgehört, Menschenrechtsfragen mit wirtschaftlichen Bedingungen zu koppeln: „Wandel durch Handel“ heißt die vage Hoffnung, „konstruktive Einbindung“ das neue Zauberwort im Umgang mit dem Riesenreich – eine schwammige Formulierung, die den US-Unternehmen alle Türen offenläßt.

Noch in diesem Jahr will Bill Clinton seinen Gegenpart Jiang Zemin nach Washington einladen, zuvor wird Vizepräsident Al Gore nach Peking reisen. Es wäre der erste Gipfel nach dem Massakerjahr 1989 – und 25 Jahre nachdem Richard Nixon die Beziehungen mit dem roten Riesen wieder in Gang gebracht hat.

Mit einer ganzen Schar Wirtschaftsführern im Schlepptau möchte Gore dann weiter nach Schanghai – er weiß, die Metropole am Huangpu ist so etwas wie der Seismograph in China, eine mehr als heimliche Hauptstadt, in der sich Trends stets wie in einem Brennglas bündeln. Wann immer im Reich der Mitte Geschichte geschrieben wurde, Schanghai, die Stadt „über dem Meer“, war vorneweg.

Hier gründete Mao 1921 die Kommunistische Partei, hier herrschten berüchtigte Triaden; hier amüsierten sich in den Dreißigern französische Unternehmer, japanische Spione und weißrussische Emigranten in Edelbordellen und Opiumhöhlen, während Kulis in unmenschlichen Klitschen für eine Schale Reis schufteten.

Dieses Schanghai, in kolonialen Tagen halb Chicago, halb Kalkutta, war für die Kommunisten nach der „Befreiung“ durch Mao immer ein Symbol dafür, daß das ausländische Krebsgeschwür der Ausbeutung überwunden, die „parasitäre“ Lebensweise ausgerottet sei. Nun wird die Stadt, die während der Kulturrevolution als Hochburg der Linken galt, wieder zur Speerspitze des Kapitalismus in China.

Kein Multi, der es sich leisten könnte, da nicht mit dabeizusein.

Auf der prächtigen Nanking-Straße, die in den Uferboulevard Bund mündet, liefern sich Coca-Cola und Pepsi einen Reklamekrieg um Laternenpfähle. Über drei Kilometer hat der größte Brauseproduzent jeden Lichtpfosten mit meterhohen Neonanzeigen versehen. Auf der nächsten Meile bestimmt Pepsi das Straßenbild.

Nichts ist den Unternehmen an Büroräumen und Werbung zu teuer: Binnen drei Jahren, glauben sie, werde China der weltgrößte Absatzmarkt für Softdrinks sein. Die Japaner, mit riesigen Sony- und Sanyo-Leuchttafeln vertreten, sind sich sicher,

INDEX: 1115.82		上海证		行情		04.07 10:31:44	
代码	证券	昨收盘	今开盘	最低价	最新价	买入价	卖出价
907	胶卷B	0.58				0.57	0.59
908	氯碱B	0.71	0.71	0.70	0.71	0.70	0.71
909	轮胎B	1.10				1.11	1.13
910	冰糖B	0.65				0.64	0.68
910	90国债	138.85				138.10	138.90
911	91国债	111.80				111.60	
912	92国债	94.30			94.45	94.45	94.50
912	92国债	98.15				95.00	98.00
902	F91306						
903	F91309						
904	F91312						
905	F91303						
112	F92506						

Aktienhandel an der Börse von Schanghai: „Aus den Kinderschuhen heraus“

daß das auch für die Unterhaltungselektronik gilt.

Im „Portman Shangri-la“, einem der neun Fünf-Sterne-Hotels, erklingt die schmeichelnde Stimme von Zhou Xuan, der anrühenden Schlagersängerin aus den Dreißigern, von einer neugemischten CD: „Ye Shanghai“ (Shanghai bei Nacht), eine Reminiszenz an die Sünde von damals. Nutten in Netzstrümpfen und Superminis ziehen ihren Mund mit dem beliebten Lippenstift der Marke „Bourjois“ (bourgeois auf Neuchinesisch) nach und wiegen lasziv ihre Hüften.

Chinesische Neureiche, mit dicken Siegelringen und in Armani gekleidet, sind ihre besten Kunden, verschwinden mit ih-

Jahrhundert Paris abtragen und neu aufbauen ließ. Die Kolonialvillen und Arbeiterhäuschen im Stil europäischer Vorstädte, die Schanghai einst seine architektonische Besonderheit verliehen, fallen im Stundentakt: Auf 20 000 Großbaustellen wird gewerkelt, Tausende Kräne sind im Einsatz.

In fiebriger Arbeit, Tag und Nacht, errichten Arbeiter immer gigantischere Wolkenkratzer, 460 Meter hoch soll das „Weltfinanzzentrum“ werden. Autobahnen bohren sich auf drei Ebenen durch die ehemaligen Wohnviertel der ausländischen Mächte. Unter ohrenbetäubendem Hupen bahnen sich 700 000 Autos ihren Weg – unter der Regentschaft Maos gab es noch keinen einzigen Privatwagen.

vergleichen. Und zumindest die Gewinnmöglichkeiten geben ihr recht: Der Index stieg hier im letzten Jahr um etwa 80 Prozent, noch übertroffen von der zweiten großen chinesischen Börse in Shenzhen, die mit 230 Prozent weltweit führend ist.

„In 10 bis 15 Jahren wird die Wirtschaftskraft des Jangtse-Deltas derjenigen von Südkorea vergleichbar sein“, prophezeit Bürgermeister Xu Kuangdi für das Einzugsgebiet seiner Metropole. Mehr als 210 Milliarden Dollar Investitionen flossen seit 1979 nach China, ein Zehntel davon nach Schanghai. Nur die USA und Großbritannien konnten in den letzten 20 Jahren mehr Devisen aus den internationalen Kapitalströmen abschöpfen – dabei waren die „Söhne der gelben Kaiser“, wie auch die Auslandschinesen von Hongkong, Taiwan und Singapur genannt werden, als Geldgeber für die „Verwandten“ in der Volksrepublik stets weit vornweg.

Doch nicht alle Geister, die China mit den Wirtschaftsreformen rief und die das Land so dramatisch voranbrachten, kann die Partei auch kontrollieren. Die kapitalistischen Verlockungen, die Jagd nach dem schnellen Geld und die Gier nach Konsum haben das Denken und Fühlen besonders der jungen Chinesen verändert.

Motorola-Handy und Macintosh-Computer stehen auf der Wunschliste der Schanghai Jugend, die sich bei McDonald's trifft, für Designer-Jeans spart und sich mit kessem Zierat gegenseitig auszusteichen sucht. Der brave Soldat Lei Feng, der im Arbeitseinsatz sein Leben gab – diese mythische Vorbildsfigur aus Maos Zeiten läßt sie nur noch mitleidig lächeln.

Aber auch die Modelle aus dem heutigen Alltag, die jetzt von der Partei gegen die „geistige Verschmutzung“ propagiert werden, lassen die Jugendlichen kalt. Li Suli, die freundliche Busschaffnerin, die das Wageninnere schon vor Sonnenaufgang schrubbt und Omas aus dem Gefährt hilft; der Klempner Xu Hu, der auch noch in seiner Freizeit verstopfte Toiletten repariert – allesamt abgestellte Propagandisten. Vielleicht existiert in der Modellstadt Zhangjiagang ja der vielbeschworene Stadtverordnete, der nachts Papierfetzen von den Trottoirs klaubt. Aber wen interessiert's?

Altruismus ist out. Schanghai's neue Idole sind die international erfolgreiche Schauspielerinnen Gong Li (siehe Titelbild und Interview Seite 162) sowie der gutausschende Fußballstar Su Maozhen, der im Monat mehr als 10 000 Mark verdient.

Abends lauscht die Jeunesse dorée den US-Popstars Madonna und Michael Jackson oder liest die Romane des Mode-Autors Wang Shuo, die von billigem, schnellem Sex handeln und immer von Geld, viel Geld. In der Schanghai Disko „Judy's Too“ – betrieben von einem Koch aus München – gesteht die Verkäuferin Zhou Jie ungeniert: „Parteijargon, Parteigeschichte, das lernt man in der Schule bis



Chinesische Jugendliche 1967*: China wechselt die Farbe – unwiderruflich

nen in schummrigen Bars und Diskotheken mit Hinterzimmern.

Im zweiten Stock des Luxushotels verkauft der Schweizer Galerist Lorenz Helbling schon den ideologischen Überbau der Moderne: Kunst der jungen chinesischen Avantgarde. „Glory, Splendour, Wealth, Rank“ (Ruhm, Glanz, Reichtum, Rang) hat in zukunftsträchtigem Englisch der Maler und Jungfilmer Zhou Tiehai über sein jüngstes Werk getuschelt – das Lebensziel seiner Landsleute, wie er glaubt, und auch seines: Nichts mehr in diesem Land sei auf Ewigkeit ausgerichtet, es herrsche die Gier nach dem nächsten Tag. „Manchmal gehe ich einkaufen und finde dann nicht das Geschäft vom Vortag wieder. Alles ist plattgewalzt, manchmal ganze Karrees.“

Es ist eine der größten städtischen Transformationen, seit Baron Haussmann im 19.

Im Stadtteil Pudong wächst die „Wall Street Chinas“ (Eigenwerbung) empor, eine Mischung aus Industriepark, Büro- und Bankenzentrum. Im Juni wird die Börse aus dem Tanzsaal eines Hotels der dreißiger Jahre hierher umsiedeln. Mit 2000 Händlerplätzen soll Schanghai dann der größte Wertpapiermarkt Asiens sein – vorerst nur an Fläche, nicht an Handelsvolumen.

„Aus den Kinderschuhen sind wir längst herausgewachsen“, sagt Li Qian, Sprecherin der Börse, die vor sechs Jahre eingeweiht wurde. Immerhin verbuchte man bereits 1995 einen Umsatz von einer Billion Mark. Daß die Kurse bisweilen an einem Tag Sprünge von 30 Prozent machen, das habe es in London und New York zu Gründerzeiten der dortigen Aktienmärkte auch gegeben, sagt PR-Frau Li voller Selbstbewußtsein.

Mit anderen Plätzen als diesen Metropolen möchte sie Schanghai gar nicht mehr

* Rotgardist während der Kulturrevolution.

zum Erbrechen – und dann vergißt man es ganz schnell.“

Bei einer Umfrage unter Geisteswissenschaftlern in Süddchina zeigte sich, daß das Phänomen der Entfremdung zwischen städtischer Bevölkerung und Partei nicht auf Jugendliche begrenzt ist: 58 Prozent gaben zu Protokoll, gar keine politische Überzeugung mehr zu haben, 64 Prozent hielten den Rückzug ins Private für ihre eigene Sache, die den Staat nichts angehe.

Ganz in der Nähe der neuen Schanghai Aktienbörse hauen Bagger eine Wohnsiedlung auseinander. Das Ehepaar Wang, dessen Eltern und Großeltern schon hier wohnten, klaubt aus dem Schutt ein paar Backsteine zusammen. „Wir hatten gerade zwei Wochen Zeit, um auszu ziehen“, sagt der Kraftfahrer. Draußen, in der schnell zusammengezimmerten Neubaus tadt auf der anderen Seite von Pudong, in die sie jetzt ziehen müssen, kennt er niemanden. 40 Mark pro Monat erhält das alte Paar als Entschädigung, genausoviel kostet die neue Miete.

Am Rande des Trümmerfelds fährt ein schwarzer Mercedes 600 SEL vor, darin offensichtlich der Spekulant, der sich das Filletgrundstück in Börsennähe angeeignet hat. „Ein Ausländer“, sagt ein Sicherheitsbeamter zu den Wangs und ihren ungläubig starrenden Nachbarn. Doch das ist nur ein Ablenkungsmanöver. Grund und Boden kann in der Volksrepublik von Fremden noch immer nicht erworben werden.

Herr Wang sagt bitter: „Im kommunistischen China steht das Gemeinwohl eben immer vor den Interessen einzelner.“ Einige spucken aus, andere drehen sich verächtlich um.

Ihr Zynismus ist verständlich: Die Partei, die sich in der Propaganda hohen ideologischen Prinzipien verpflichtet („Dem Volke dienen“), erscheint vielen nur noch als Mafia mit politischer Verbrämung. „China ist das Land mit der schlimmsten Korruption in ganz Asien“, ermittelte das Hongkonger Consulting Büro für „politische und wirtschaftliche Risikoberatung“ bei einer Umfrage unter ausländischen Geschäftsleuten.

Bei der Umverteilung von Guthaben der Staatsbetriebe auf Privatkonten in die Schweiz und die USA haben Spitzenkader – auch aus dem Familienclan Dengs – nach Schätzungen von Finanzexperten 20 Milliarden Dollar zur Seite geschafft, eine Summe, die 30 Prozent der Steuereinnahmen entspricht. Auch in Hongkong legen die Funktionäre an. „Herren reisen mit Koffern voller Geld an und kaufen ganze Büro-Etagen in bar“, weiß Manfred Kuhlmann von der Dresdner Bank in der Noch-Kronkolonie.

Nur ganz wenige werden bei solchen Transaktionen erwischt, wie der im April 1995 entmachtete Parteichef von Peking. Chen Xitong, 66, hatte 200 Millionen Dollar auf sein Konto bei der Standard Charter Bank in Hongkong geschleust. Darüber verlor er seinen Posten im Polit-

büro, doch vor einem Staatsanwalt mußte er sich bisher nicht verantworten. Genosse Chen steht in einer Pekinger Villa unter Arrest; sein Parteibuch besitzt er noch.

Immer wieder gibt es staatlich verordnete Kampagnen gegen die Korruption – ein Verbrechen, bei dem in besonders schweren Fällen die Todesstrafe verhängt werden kann. Doch meist trifft es nur die kleinen Gauner.

In diesen Goldgräberzeiten ist Raffgier längst Gewohnheitssache. Verwaltungsbeamte lassen sich jede Handreichung mit „roten Umschlägen“ vergelten; ohne Bestechung gibt es keine amtlichen Beglaubigungen oder Dokumente. „Ärzte betrügen Patienten, die Lehrer verlangen von

die deutsche Wirtschaftsberaterin Stefanie Hildmann. Verträge zählen oft gar nichts, häufig müssen mindestens fünf Prozent der Abschlußsumme auf das Privatkonto des Gegenübers fließen. Luxuslimousinen als Morgengabe, Stipendien für die Kinder der Vertragspartner und aufwendige „Geschäftsreisen“ für ganze Familienclans sind Brauch.

„Aber wer nicht mitkämpft, hat schon jetzt die Schlacht um internationale Absatzmärkte und günstige Produktionsstandorte verloren“, sagt der Geschäftsmann Horst Geicke, Präsident der deutschen Kaufmannschaft in Hongkong. „Heute bewegen sich 25 Prozent des Welt handels zwischen asiatischen Ländern.



Chinesische Jugendliche 1997*: „Parteigeschichte lernt man und vergißt sie wieder“

den Schülern Sonderzahlungen, jeder Funktionär bittet zur Kasse“, klagte kürzlich ganz offen ein Anrufer während der Live-Radiosendung „Heißer Draht“.

Die aus Furcht geborene Disziplin der Mao-Zeit, die gebetsmühlenhaft verkündete Sauberkeit und Pünktlichkeit, sie existieren nicht mehr. Der Umgangston in den Städten ist rauh geworden, Schlägereien im Straßenverkehr und in den Zügen sind an der Tagesordnung. Die Bandenkriminalität hat so zugenommen, daß die Pekinger Polizei Ausländern kürzlich riet: „Fahren Sie nachts nicht über Land, das ist lebensgefährlich.“

Daß „guanxi“, Beziehungen, in China alles sind, diese Grundregel müssen auch ausländische Geschäftsleute beherrschen. „Geschäftemachen in der Volksrepublik grenzt bisweilen an Anlagebetrug“, sagt

In zehn Jahren werden es 40 Prozent sein.“

Bisher stammen nur zehn Prozent der Steuereinnahmen des chinesischen Staates aus Unternehmen mit ausländischer Beteiligung, den Löwenanteil am Budget liefern die vielen kleinen einheimischen Betriebe. „Die Sparrate ist mit 40 Prozent des Einkommens ungeheuer hoch“, sagt Pieter Bottelier, niederländischer Chefpräsident der Weltbank in Peking.

Dieses Kapital auf privaten Konten und die Gier nach Konsumgütern sind der Motor für Chinas Boom, in dem noch viele Reserven stecken – wenn das Land nicht von seinen sozialen Problemen gestoppt wird.

Die Millionen Bauern, zunächst die Gewinner der Deng-Reformen, fielen in den letzten Jahren im Einkommen weit hinter die Städter zurück; für die Bestellung der Äcker werden nicht mehr so viele Arbei-

* In der Pekinger Disko „Nightmen“.

„Kein Sex, keine Systemkritik“

Interview mit Gong Li, Chinas berühmtester Schauspielerin, über ihre Rolle als Idol und die Filmzensur

SPIEGEL: Gong Li, als Diva des modernen chinesischen Films scheinen Sie vor allem in Werken aufzutreten, die stets eine verdeckte Systemkritik üben – wie die „Rote Laterne“ oder „Lebewohl, meine Konkubine“. Merkt man dieses Motiv auch Ihrem jüngsten Film „Chinese Box“ über Hongkongs Rückkehr nach China an?

GONG: Ich stelle die künstlerische Aussage in den Vordergrund und mag es nicht, wenn das Politische überwiegt. In meinem jüngsten Film geht es um die Liebesgeschichte eines chinesischen Mädchens und eines westlichen Journalisten. Der Streifen berichtet über die Rückgabe Hongkongs an China im Sommer dieses Jahres. Es ist eine schöne Mischung aus Liebe, Politik – und Kampf.

SPIEGEL: Wird ein Kampf der Kulturen daraus?

GONG: Es geht um die schwierige Psychologie der Menschen, die mit diesem Ereignis konfrontiert werden. Der Reporter lebt schon seit Jahren in Hongkong. Das chinesische Mädchen arbeitet in einer Bar, mit dem Ziel, das schnelle Geld zu machen – ein trauriges Schicksal.

SPIEGEL: In Hongkong prallen östliche und westliche Werte stärker aufeinander als in jedem anderen Teil Asiens.

GONG: Ja, und die Synthese von Ost und West, ob in Gesellschaft, Erziehung oder Kunst, ist doch eine phantastische Sache. Ich denke, das führt zu hervorragenden Ergebnissen. Das gilt auch für China. Das Land hat sich entwickelt, es gibt schon eine Menge Wohlstandsinseln, und die Kulturen verschmelzen.

SPIEGEL: Wird Hongkong sich nach dem 1. Juli der Volksrepublik angleichen, oder wird es eher umgekehrt kommen?

GONG: Hoffentlich tritt keines von beidem ein. Hongkong hat seine eigene Art und Weise entwickelt, seine Probleme zu lösen. Wenn man jetzt die Hongkonger Verhältnisse nach Peking verpflanzen wollte, brähe dort das Chaos aus. Und wenn Hongkong zu sehr wie China wird, ist seine Zukunft ebenfalls passé.

SPIEGEL: Zusammen mit dem Regisseur Zhang Yimou, Ihrem früheren Lebensgefährten, drehten Sie den Film „Huozhe“ („Leben!“) trotz Bedenken der Zensur. Da Zhang das Land nicht verließ, brachten Sie den Film nach Cannes, wo er 1994 mit großem Erfolg uraufgeführt wurde. Hat Ihnen das berufliche Nachteile in der Heimat gebracht?

GONG: Mir nicht, doch der Regisseur wurde danach lange in seiner Arbeit behindert. Und wenn der Regisseur nicht mehr arbeiten darf, dann beeinträchtigt das natürlich das ganze Team.

SPIEGEL: Wie weit reichen die Freiheiten einer chinesischen Filmschauspielerin?

GONG: Die Auswahl an Rollen ist sehr eingeschränkt. Wenn der Stoff ziemlich spannend ist, wird er vom Zensor meist abgelehnt.

SPIEGEL: Warum?

GONG: Darüber erhält man keine Auskunft. Es heißt nur, dieser Film, dieses Drehbuch oder diese Rolle kam nicht durch. Gerade in letzter Zeit hat sich das wieder verschlechtert. In der Filmindustrie herrscht heute mehr Nervosität als in den Jahren zuvor. Dabei hatten wir gerade begonnen, den chinesischen Film auf ein internationales Niveau zu heben.

SPIEGEL: Sind Sie der Partei zu eigenständig – und zu erfolgreich?

GONG: Im Moment ist die Stimmung sehr repressiv. Gerade in meinem Alter, zwischen 25 und 35 Jahren, könnte man eine große Bandbreite von Charakteren darstellen, doch die meisten interessanten Stücke werden verboten. Wenn keine aufregenden Rollen zur Verfügung stehen, drehe ich eben nicht. Das heißt, man verschleudert sein Talent.

SPIEGEL: Kommen die Zensurvorschriften von ganz oben?

GONG: Es ist nicht die Frage einer Person, sondern der gesamten Organisation. Kino wird nicht der Unterhaltungsindustrie zugerechnet. Vielmehr handelt es sich um eine ideologische Frage.

SPIEGEL: Das heißt ...

GONG: ... daß unser Bewegungsspielraum sehr eingeschränkt ist. Nicht einzelne Personen behindern die Fortentwicklung des modernen chinesischen Films, vielmehr ist es das System der Zensur, das sich als Bremsklotz für die kulturelle Szene erweist.

SPIEGEL: Wie sieht das Verfahren denn in der Praxis aus?

GONG: Es ist ein äußerst lästiges Prozedere. Erst muß das Drehbuch vorgelegt werden. Wenn das Drehbuch nicht akzeptiert wird, geht gar nichts. Und nach dem Abfilmen geht der Streifen wieder zur Vorlage an das Radio-, Film- und Fernsehministerium.

SPIEGEL: Was fliegt raus?

GONG: Gewalt, Sex und Systemkritik sind verboten. Ferner werden abschätzige Bemerkungen über China sowie Satire über den Staat nicht zugelassen. Das ist natürlich Auslegungssache. Übt ein Film Kritik am Staat, ist es Satire, oder handelt es sich nur um einen harmlosen Scherz? Da ist die Auslegung der Behörden sehr starr, und sie bestehen auf vielen Schnitten. Oft fragen mich Leute: Warum dürfen Ihre Filme in China nicht aufgeführt werden? Ich weiß es selbst nicht.

SPIEGEL: Hat sich der Zensor auf einige Filmschaffende besonders eingeschossen?



Filmstar Gong Li: „Die Synthese von Ost und West ist eine phantastische Sache“

GONG: Ja. Wenn die Regisseure Chen Kaige, Zhang Yimou oder Tian Zhuang-zhuang...

SPIEGEL: ... die geschätztesten im Westen...

GONG: ... wenn diese einen Film vorlegen, dann wird das sofort zum Politikum.

SPIEGEL: Die 31jährige Gong Li gilt im Ausland als Inbegriff der attraktiven chinesischen Frau. Sind Sie für Ihr heimisches Publikum ein Sexsymbol?

GONG: Nein, ich bin kein Sexsymbol. Oft wurde ich mit dieser Vorstellung konfrontiert. Doch der Begriff Sex ist in der Erziehung einer chinesischen Frau nicht sehr positiv belegt. Als ernsthafte Schauspielerin möchte ich mich nicht damit identifizieren.

SPIEGEL: Sie treten in Ihren bisherigen Filmen nur recht hochgeschlossen auf.

GONG: Ich habe da eine eindeutige Grenze. Sie fängt beim Knie an und endet über der Brust. Das ist auch ungefähr die Bandbreite, die von der chinesischen Regierung zugelassen wird. Wenn man weniger zeigt, ist das meiner Meinung nach ästhetischer. Und würde ich mehr ausziehen, fühlte ich mich sehr unwohl.

SPIEGEL: Sie sind ein Idol der chinesischen Jugend – belastet Sie diese Verantwortung?

GONG: Ich weiß nicht, ob ich ein Idol bin. Junge Leute schwärmen eher von Schlagersängern und Rockstars.

SPIEGEL: Welche Vorbilder hatten Sie selbst, als Sie ein Teenager waren?

GONG: Damals sprach man wenig von Idolen, es waren politische Personen, die man anhimmelte – wie Mao Tse-tung und Tschou En-lai, das war's dann schon. Chinesen konnten nur wenige zugelassene Propagandafilme sehen. Wir hatten nicht genug zu essen, wie hätte man da von Idolen träumen können.

SPIEGEL: Sie sind nach Ihrer Heirat mit einem chinesischen Geschäftsmann aus Singapur nach Hongkong umgezogen. Ist das der Abschied vom chinesischen Film – und der erste Schritt nach Hollywood?

GONG: Ich zog nach Hongkong, weil ich nicht von meinem Ehemann getrennt sein will. Der chinesische Film ist sehr ernsthaft, das gefällt mir. Hollywood besitzt für mich keine große Anziehungskraft – ich will keine Blumenvase sein, die nur als hübsches Requisite irgendwo herumsteht.

SPIEGEL: Welche Rolle haben Sie am liebsten gespielt?

GONG: Die Geschichte von Qiu Ju. Die Rolle repräsentiert die chinesische Frau von heute am besten. Der Film stellt die Schwächen des chinesischen Systems und seine mangelnde Rechtssicherheit dar: Qiu Ju ist eine tapfere Frau, die sich ihr Recht erstreitet. Ich mag die Rolle der widerspenstigen Frau, die sich nicht einfach mit ihrem Leben abfindet.



C. HENRIETTE / ICONE / AGENTUR FOCUS

Großbaustelle in Schanghai: Einst rote Hochburg, jetzt Speerspitze des Kapitalismus

ter gebraucht, und das große Geld kann man nur in den Metropolen machen.

In einem gigantischen Treck zogen in den letzten Jahren mehr als hundert Millionen ehemalige Bauern aus ihren armen Binnenprovinzen wie Guizhou und Gansu zur „goldenen“ Küste, wo der Lebensstandard so ungeheuer viel höher ist. Den „blinden Strom“ nennt man sie, und der bricht wie eine reißende Flut über Schanghai, Kanton und Fuzhou herein.

Die Wanderarbeiter hausen am Rand der großen Städte in Hütten aus Wellblech und Pappe. Sie sind die Arbeitsreserve für die riesigen Bauprojekte, schuften für Miniallöhne und ohne soziale Absicherung. Sie rücken dahin nach, wo sie gebraucht werden – aber sie verdienen besser als zu Hause.

Was wie ein Zug der Verzweifelten erscheinen könnte, ist für viele Beteiligte bei aller Fron auch ein Stück Hoffnung: Noch vor wenigen Jahren hätte eine strenge Wohnsitzkontrolle jede Mobilität verhindert. Die künstliche Barriere zwischen Land und Stadt ist nun aufgebrochen.

Der amerikanische Journalist und China-Kenner Orville Schell glaubt gar, China erlebe derzeit „den glücklichen Augenblick, in dem ‚Ausbeuter‘ und ‚Ausgebeutete‘ eine Interessensymbiose verbindet“ – doch wie lange der anhält, ohne daß es zum Aufbruch kommt, wagt er nicht zu beurteilen. Das Wohlstandsgefälle hat beängstigende Ausmaße angenommen, das Bruttoinlandsprodukt der reichsten Region der Volksrepublik ist 86mal höher als in der ärmsten.

Verlassen Millionen Landbewohner nach Ansicht der Partei zu leichtfertig ihre Scholle, so klammern sich die städtischen Industriearbeiter zu sehr an ihre Jobs. Die „Zeit der einfachen Reformen“ sei in China nun vorbei, schreibt ASIaweek. Jetzt müsse sich die Partei an die großen Staatsbetriebe heranwagen.

Doch das geht an die Substanz des Gemeinwesens. Die Stahlwerke und Chemiefabriken, einst gehätschelte Symbole maoistischer Tonnenideologie, produzieren nur noch ein Drittel aller Industriegüter, beschäftigen aber zwei Drittel aller Arbeiter, über 110 Millionen Menschen.

Die meisten dieser industriellen Dinosaurier, immer noch geleitet von wirtschaftsfremden Apparatschiks, schreiben rote Zahlen. Ihre Verschuldung hat sich auf 600 Milliarden Dollar addiert, das sind fast drei Viertel des chinesischen Bruttoinlandsprodukts.

Westliche Banker raten zur schnellen Stilllegung der geldverschlingenden Monstren. Doch zu einem radikalen Schnitt kann sich die Partei nicht durchringen, obwohl ihr mit einem 1995 verabschiedeten Konkursgesetz die Instrumentarien dafür zur Verfügung stehen – die sozialen Folgekosten könnten verheerend werden, Millionen Menschen von einem Tag auf den anderen auf der Straße stehen.

Nun rächt sich das Prinzip der „Eisernen Reisschüssel“, dieser manchmal sogar vom Vater auf die Kinder übertragenen Garantie auf einen bestimmten Arbeitsplatz, mit der die KP in Mao-Zeiten die Bevölkerung

Ein Krake, der alles frißt

Pekings Staatssicherheit unterdrückt Regimekritiker und verfolgt Priester.

Eine Stimme sagte am Telefon: „Jetzt bist du schon so gut wie tot“, dann legte der anonyme Anrufer auf. Wang, der sechs Jahre zuvor die Volksrepublik verlassen hatte, war zu Besuch bei seinen Eltern in Peking. „Ich hatte gehofft, daß sich mit den Wirtschaftsreformen auch das politische Klima verbessern würde“, sagte der junge Chinese – ein gefährlicher Irrtum.

Wang gehört zu den Regimekritikern, die keine Schlagzeilen machen. Der Intellektuelle war, wie Tausende andere junge Chinesen auch, beim Massenprotest für Demokratie im Juni 1989 mitmarschiert; aber er hielt keine Reden und agitierte nicht.

Doch der Hexenjagd nach der blutigen Niederschlagung entkam er nicht. Über zwei Monate saß er in einer stickigen Zelle. Täglich setzte es Prügel. Nach der Haftentlassung gelang ihm über Freunde in Hongkong die Ausreise in die USA, bald darauf erhielt er eine ständige Aufenthaltsgenehmigung und fühlte sich mit seinem neuen Status auch in Peking wieder sicher.

Doch die Volksrepublik führt genau Buch – auch über kleine Widersacher. Das Ministerium für Staatssicherheit hatte Wang als „gefährlichen Gegner des Systems“ registriert. So wurde er bei seinem Besuch auf Schritt und Tritt überwacht. Vorsichtshalber wohnte der junge Schriftsteller bei amerikanischen Freunden im streng gesicherten Diplomatenghetto Qijiyuan. „Doch als ich eines Morgens das Gebäude verließ“, berichtet Wang, „raste ein Auto ohne Nummernschild auf mich zu. Ich konnte mich nur durch einen Sprung zur Seite retten.“

Fluchtartig verließ Wang China wieder. Auf dem Flughafen wurde sein Gepäck gründlich gefilzt, die Beamten kopierten sein Adreßbuch. Viele der aufgeführten Freunde und Bekannten mußten anschließend zum Verhör, manche sitzen jetzt in Haft.

Chinas Staatssicherheitsdienst, im Volksmund „Kä-Ke-Bor“ (lautmalerisch für KGB) genannt, überläßt nichts dem Zufall. Auch dank westlicher Technologie wie Computer, Peil- und Ortungsanlagen wurde die Kontrolle weiter perfektioniert. Die Aufgabe des Unterdrückungsapparats hatte das Politbüro 1993 so definiert: „Stabilität und

Einheit sichern! Jede Form von gewerkschaftlicher, religiöser und Dissidentenbewegung ist auszumerzen.“

Oberstes Ziel der Chinesen-Stasi: Massenproteste wie im Frühling 1989 müssen verhindert, Veränderungen wie in Osteuropa sollen im Keim erstickt werden. Ausländer in der Volksrepublik – besonders Journalisten und Diplomaten – sind genau zu überwachen. „Seit Tiananmen“, sagt ein Insider, „hat sich der Dienst zu einem Kraken gemausert, der alles frißt.“

Und dem nichts entgeht. Vertreter der unabhängigen Gewerkschaftsbewegung werden verfolgt. Peking macht auch wieder Jagd auf christliche Priester und Laienprediger, die sich nicht der Kontrolle durch die offiziellen „patriotischen Kirchen“ unterwerfen.

Ende 1996 war die Bürgerrechtsbewegung des Landes restlos zerschlagen: Nach einem halbjährigen Zwischenspiel in Freiheit wurde der Essayist und Regimekritiker Wei Jingsheng, 46, im Dezember 1995 wegen „Verschwörung zum Sturz der Regierung“ zu 14 Jahren Haft verurteilt. Zuvor hatte er schon insgesamt über 14 Jahre gesessen.

Die Namenlosen trifft es oft noch härter. Den Exil-Tibeter Ngawang Choephel, der als Musikwissenschaftler in die alte Heimat gereist war, um einen Film über traditionelle Musik zu drehen, verurteilten Parteirichter in Schigatse zu 18 Jahren wegen Spionage für die USA. Oft wird nicht einmal die Ju-

stiz bemüht: Chinas Polizei kann unliebsame Bürger ohne Urteil bis zu drei Jahre in Arbeitslager stecken.

Als der Peking Literaturkritiker Liu Xiaobo im Herbst 1996 in einem öffentlichen Appell forderte: „Die Armee muß dem Volk, nicht der Partei dienen“, holten ihn Polizisten schon eine Woche später ab. Er wartet in einem Lager der nordostchinesischen Stadt Dalian auf sein endgültiges Urteil.

Die „Politischen“ werden mit Taschendieben, Schlägern und Prostituierten eingesperrt. Die Strafe zielt nicht mehr – wie zu Maos Zeiten – auf ideologische Umerziehung. Statt Gehirnwäsche sind die Häftlinge heute vor allem mörderischem Produktionsdruck unterworfen.

Von „morgens fünf Uhr bis nachts um zwölf mußte ich Seidentextilien herstellen“, berichtet Tong Yi, die einstige Assistentin von Wei Jingsheng. „Wenn ich die Arbeitsnorm nicht bewältigte, wurde ich geschlagen, bis ich blutend am Boden lag.“

Das Hamburger Institut für Asienkunde berichtete unter Berufung auf internationale Menschenrechtsorganisationen von „bis zu 20 000 politischen Gefangenen in chinesischen Gefängnissen und Arbeitslagern“. Wie viele Menschen insgesamt im Gulag leben, ist unklar. Die Angaben über „Laojiao“ (Umerziehung durch Arbeit) und „Laogai“ (Umformung durch Arbeit) gehen weit auseinander: von drei bis sechs Millionen Häftlingen.



Regimekritiker Wei vor Gericht (1995): „Alle Dissidenten ausmerzen“



Zum Tode verurteilte Jugendliche bei der Henkersmahlzeit: Meist trifft es nur die kleinen Gauner

in Lohn und Brot hielt. Die Staatsbetriebe waren ein Kontrollmechanismus der Partei, aber auch ein Versorgungssystem, mit eigenen Kindergärten, bezuschuften Wohnungen, Krankenhäusern. Sie boten nur eine Minimalausstattung, sicherten aber die Menschen doch ab, von der Wiege bis zur Bahre.

Die Führung versucht nun verzweifelt eine „sanfte Landung“ statt verordneter Bankrotte. Sie setzt alles daran, die Kolosse durch Reformen in ihrer Effizienz zu stärken. Andererseits lockert sie in praktisch allen Branchen, sogar in der Rüstungsindustrie, die Zulassungsbedingungen für private oder Joint-venture-Betriebe. Nach und nach werden dann die maroden Staatsbetriebe „umgewandelt“; sie sollen, ohne Plan auf sich allein gestellt, Kapitalgeber, Lieferanten und Abnehmer finden.

Soziale Wohltaten, etwa die kostenlose medizinische Betreuung, werden von den Betrieben zunehmend eingeschränkt, die Behandlung schwerer Krankheiten wird gestrichen. „Wer nicht zahlt, stirbt“, sagt ein westlicher Mediziner, der in einem Peking Hospital arbeitet.

Selbst nach Einschätzung des Pekinger Arbeitsministeriums gehören die Beschäftigungsfrage und die soziale Absicherung zu Chinas größten und ungelösten Problemen. Bis zum Jahr 2000 könnten allein auf dem Land 400 Millionen arbeitslos werden, warnt die ARBEITERZEITUNG – Menschen ohne soziales Netz: „Was macht man mit ihnen?“

Der neue Große Steuermann soll's richten: Jiang Zemin.

Sein Katechismus heißt: „Stabilität und nationale Einheit an erster Stelle.“ Und die sieht er durch alles um ihn herum gefährdet: durch sozialen Sprengstoff, durch Forderungen nach unabhängigen Gewerkschaften, durch Reisen des Dalai Lama in den Westen und Auslandsvisiten taiwanischer Politiker, durch Hongkongs freie Presse. Überall gilt es gegenzusteuern.

Viele haben Jiang nichts zugetraut, als er 1989, nach der blutigen Niederschlagung der Proteste am Tiananmen – anders als der heutige Premier Li Peng war Jiang nicht persönlich für die Brutalität verantwortlich –, seinen Platz als Generalsekretär der KP einnahm. Der in der Sowjetunion ausgebildete Elektroingenieur aus einem Intellektuellen-Haushalt galt als blasser, manchmal plump wirkender Bürokrat, ein Übergangskandidat. Doch er hat vieles ausgesessen, einiges angeschoben. Nun geben ihm Experten immerhin eine Chance.

„So wie ich früher Autos und Maschinen gefertigt habe, so möchte ich heute eine neue Nation aufbauen“, sagte er 1996 selbstbewusst zum damaligen US-Außenminister Warren Christopher. „Der Schlüssel zur Zukunft sind Erziehung und Wissenschaft. Damit wird unsere Jugend im nächsten Jahrhundert wieder ihre gerechte Stellung in der Welt erringen.“

Jiang Zemin, der fließend Russisch wie Englisch spricht und den „Erlkönig“ auf deutsch zitiert, hat sich seine wichtigsten Karriere-Sporen in der Kadenschmiede

Chinas verdient – er war Oberbürgermeister und Parteisekretär von Schanghai. Die Eindrücke dort müssen ihn geprägt haben: 1991 holte er seinen Nachfolger im Amt des obersten Stadtherrn, Zhu Rongji, als Vizepremier und wichtigsten wirtschaftlichen Berater nach Peking.

Skrupellos gegenüber Regimekritikern, versuchte sich Jiang in der Ökonomie und der Ideologie mit Lavieren: Zwar sollen Unternehmerfreiheiten herrschen, aber sie müßten angesichts der sozialen Verwerfungen eine „moralische“ Komponente bekommen, weg vom Individualismus, hin zum Konfuzianismus und Nationalismus – wie in der Modellstadt Zhangjiagang.

„Es gibt kaum noch Zweifel, daß Jiang die Nachfolge Deng Xiaopings antritt“, sagt stellvertretend für die meisten China-Beobachter Richard Muller, früherer US-Generalkonsul in Hongkong und nun Vorstand der dortigen Asia Society. Jiang Zemin hat sich, geschickt im Umgang mit Massenmedien, den Mantel des Erben selber umgelegt: Er eröffnete Anfang Januar im Fernsehen eine zwölfteilige Serie über den Titanen Deng, den offiziellen Abgang für den KP-Paten.

Dengs Gesicht wurde in golden schimmernde Wolken gehüllt. Und erstmals seit Jahren hörten die Chinesen wieder die Stimme ihres „roten Herrschers“; normalerweise wurde sie in den elektronischen Medien durch die eines Sprechers ersetzt. Der Alte krächzte vom Bildschirm im Sichuan-Dialekt, schwächlich, wie einst 1908 die Kaiserwitwe Cixi auf dem Toten-

bett – ein Signal schon damals an Partei und Volk, sich auf den Ernstfall vorzubereiten.

Jiang Zemin hat mit wenigem Taktieren seine Konkurrenten im Triumvirat der Macht in den Schatten gestellt: den Premier Li Peng, 68, und den Parlamentspräsidenten Qiao Shi, 72. Schon im November 1995 hatte der KP-Chef in einem geheimen Rundschreiben bei den Kadern seine Schwerpunkte klargestellt: Die Erziehung zum „Nationalismus und Patriotismus“ solle intensiviert werden. Vor allem aber hat er sich in den letzten Jahren bei der wichtigsten Institution des Landes beliebt gemacht: der Armee.

Als besondere Schwäche Jiangs, der auch dem mächtigsten Gremium des Landes, der Militärkommission des ZK, vorsteht, hatten sein Mangel an militärischer Erfahrung und die fehlenden Beziehungen zur Heeresleitung gegolten. Um sich bei den Uniformierten Rückhalt zu verschaffen, hievte er Dutzende Vertraute in hohe Generalsränge. Kein Waffenwunsch, den er ihnen abschlägt, keine größere Parade, die er nicht selber abnimmt.

Welche Geschäfte auch immer die Militärs anpacken, Jiang läßt ihnen freie Hand – und so ist die Volksbefreiungsarmee zur Offiziersbereicherungsarmee gekommen: Ursprünglich sollte sie auf Deng Xiaopings Wunsch mit Selbstorganisation nur den Verteidigungsetat entlasten, Waffenfirmen in Schwung bringen und unbeschäftigte Truppenteile zur Produktion rüstungsverwandter Güter einsetzen.

Im Januar 1993 gab Jiang den Militärs aber grünes Licht für Investitionen in großem Stil. Damit entstand ein Milliarden-Konzern mit über 20 000 Firmen, der von Fluggesellschaften über Hotels bis hin zu Bordellen, Schweinefarmen und CD-Raubkopierfirmen weite Wirtschaftsbereiche kontrolliert.

Die Einnahmen aus diesen Unternehmen sollen nach Schätzungen etwa viermal so hoch sein wie der gesamte Wehretat. Doch reich werden nur die Habgierigen aus den höheren Rängen. Marineeinheiten in der Provinz Guangdong offerieren für Bargeld in der Südchinesischen See „Geleitschutz gegen Piratenüberfälle“ und „bewachen“ auch die Schnellboote der Autoschmuggler aus Hongkong. Mit den Milliarden steigt das Selbstbewußtsein der Generäle, mit ihrem Einfluß auf den KP-Boß wächst auch die Lust, die neugewonnene Macht nach außen zu demonstrieren.



Chinesische Marine im Manöver: Die Nachbarn sind nervös



KP-Führer Jiang, Deng: „Gerechte Stellung in der Welt“

Jiang Zemin weiß, daß er den Rückhalt der Militärs braucht, um sein Riesenreich im Innern zusammenzuhalten – immer wieder kommt es in den westlichen Grenzregionen, dort, wo die Han-Chinesen nicht in der Mehrheit sind und Völker wie die Tibeter und die turkstämmigen Uiguren von Unabhängigkeit träumen, zu regionalen Unruhen (zuletzt vor zwei Wochen im moslemisch geprägten Xinjiang mit 40 Toten). Deshalb folgt der KP-Chef den Scharfmachern der Armee, läßt zur Einschüchterung im Südchinesischen Meer Kriegsschiffe kreuzen und fordert, die militärische Entwicklung müsse „der wirtschaftlichen entsprechen“.

Ein Geheimbericht der Militärs droht bereits, den „Indischen Ozean nicht mehr nur als Ozean der Inder zu akzeptieren“. Die Chinesen bauen in Burma Häfen aus, errichten eine Radarstation auf einer vorgelagerten Insel und sollen an der Südspitze des Landes eine große Marinebasis anlegen. Die Rückkehr von Hongkong betrachteten Pekings Militärs nur als Etappensieg; auch Taiwan soll bald heim ins chinesische Reich geführt werden.

Das nationalistische Säbelrasseln fällt bei konservativen Intellektuellen auf fruchtbaren Boden. Ein großmachttrunkenes Pamphlet mit dem Titel „China kann nein sagen“ ist, von Parteioberen wohlwollend zum Druck freigegeben, im vergangenen Sommer zum Bestseller gewor-

den. Die Autoren (sie tragen mit Vorliebe Jeans und rauchen Kent-Zigaretten) verabscheuen alles westliche Gedankengut als „dekadent“ und „minderwertig“. Sie wünschen sich einen „chinesischen Schirinowski“, der Taiwan zurückerobert und sich von den USA „nichts mehr gefallen läßt“.

Chauvinismus ist in Zeiten mangelnden sozialen Zusammenhalts stets eine probate Methode gewesen, das Volk zu einen, nicht nur in China. Die Kombination aus Wirtschaftsboom, Hybris und Unsicherheit erinnert an das Deutschland des späten 19. Jahrhunderts – einen Staat, zu groß und zu ambitioniert, um ein „natürliches“ Machtgleichgewicht mit seinen Nachbarn zu erreichen und deshalb voller Aggression gegenüber jedermann.

Wenn eine Nation glaubt, nicht den gebührenden Respekt vom Rest der Welt zu erhalten und ihn sich deshalb zur Not verschaffen will; wenn eine Industrie mit ausländischem Geld und ausländischer Technologie rapide wächst und das Militär

zum Machtfaktor wird – dann ergibt das eine brisante Mischung, die eine maßvolle, rationale Führung erfordert. Doch: „Nach Dengs Tod hat China keinen Staatsmann von der Statur Bismarcks mehr, um den Balance-Akt fortzusetzen“, fürchtet der US-Politologe Zakaria.

So präsentiert sich China 1997, im Jahr des Ochs, janusköpfig, mit den ewigen Gegenpolen Yin und Yang, die sich nicht ergänzen, sondern wie Feuer und Wasser entgegenstehen: wirtschaftliche Freiheit und politische Unterdrückung in einer Art Thatcherismus-Leninismus; ideologischer Anspruch und zynische Korruption; fortschrittsgläubige Weltoffenheit und klein-karierte Bespitzelung.

Wohl nie in der Geschichte der Menschheit wurden so viele Menschen in so kurzer Zeit aus ihrer Armut befreit wie in der Volksrepublik während der letzten beiden Jahrzehnte, aber kaum je wurde aus einer in Armut einigermaßen egalitären Gesellschaft so schnell und so brutal eine Klassengesellschaft. China ist die kommende Weltmacht – und ein Reich in der Krise.

Im Jahr des Ochs, sagt das alte Horoskop, geschehen stets große Dinge. Der Ochse signalisiert für die Chinesen Aufbruch, Fortschritt, Chance. Aber er verheißt auch große Risiken, Führungswechsel, Unruhen.

„Kein Jahr für schwache Nerven“, sagen die Astrologen.